

13 Millionen). Die Büchereien sind örtlich aufgeteilt: jeder Pfarrbezirk hat möglichst seine eigene Borromäusbücherei. Die kleinen Leihbüchereien, die durch solche Dezentralisierung entstehen, haben manche Vorteile: Sie machen es möglich, daß sie von ehrenamtlichen Büchereileitern geleitet werden, wodurch es gelingt, die Kosten niedriger zu halten als bei den städtischen Büchereien, für deren Großbetrieb besoldetes Fachpersonal nicht entbehrt werden kann. Ein weiterer Vorteil: der Leiter kennt den Bücherbestand besser, über den er verfügt, und ebenso die kleine Lesergemeinde, die er in ihrer Lektüre berät. Die Nachteile solcher kleinen Büchereien werden in etwa aufgehoben durch die Diözesanbibliotheken des Vereins und die Fernleihbücherei in Bonn, die 40000 Bände zählt. Ihr ist ferner eine Blindenbücherei und eine fremdsprachliche Abteilung angegliedert. Der Verein, dessen Generalsekretariat und Geschäftsführung sich in Bonn befinden, unterhält eine Beratungsstelle für das katholische Büchereiwesen, ferner eine Bibliothekarschule.

Der Borromäusverein zählte 1951 wieder 4521 Büchereien in der Bundesrepublik, mit 3252538 Millionen Bänden Bestand und bei einer Leserschaft von 375749. Es wurden 7626000 Bücher entliehen. Angeschafft wurden für 1386473 DM 227946 Bände. Damit ist aber noch nicht der Höchststand von 1939 erreicht, als der Borromäusverein rund 5000 Büchereien mit 5 Millionen Bänden Bestand, 500000 Leser und 10 Millionen Ausleihungen im Jahr zählte.

In Bayern wird die Arbeit, die der Borromäusverein in den anderen Ländern der Bundesrepublik auf dem Gebiet des Bücherwesens leistet, vom *St.-Michaels-Bund* getragen. Dieser ist im Jahre 1901 als katholischer Preßverein gegründet worden. Während des ersten Weltkriegs hat er für die Soldaten im Felde besonders segensreich gewirkt. Wie dem Borromäusverein hat der Nationalsozialismus auch ihm die Arbeit sehr erschwert, sie aber nie ganz stillegen können. Damals hat der Preßverein den Namen St.-Michaels-Bund annehmen müssen, ohne daß sich sein Zweck damit geändert hätte. Der Bund beteiligt sich nicht wie der Borromäusverein am Aufbau von Heimbüchereien.

Im Jahre 1951 zählte der St.-Michaels-Bund 1235 Büchereien, die von 33325 Mitgliedern getragen wurden und an denen 78582 Leser 1091574 Bände ausliehen. Der Buchbestand belief sich auf insgesamt 659441 Bände. An den Büchereien wirkten 1961 ehrenamtliche Kräfte, die jährlich in mehrtägigen Kursen ausgebildet und weitergebildet werden. (Nach der Denkschrift der deutschen UNESCO-Kommission „Deutschland braucht Büchereien“ Köln 1952, Greven-Verlag, S. 37—41.)

Umschau

Simon Fels

Mehr und mehr verdichten sich in den protestantischen Bekenntnissen die Fragen um die Kirche. Man darf es als gutes Zeichen ansehen, daß sich ihre Ansichten heute schon weithin mit der katholischen decken. Nur in einem Punkt scheinen die Gegensätze nach wie vor unüberwindlich zu bestehen. Meist geht man in weitem Bogen darum herum und erörtert Fragen, die im Ver-

gleich dazu nur zweitrangiger Natur sind.

Nun aber ist der entscheidende Punkt zur Sprache gekommen. Es ist ein evangelischer Theologe, der ihn mutig und tapfer ergriffen hat. Die Frage nach dem Primat Petri und seiner Nachfolger kann nicht mehr länger umgangen werden.¹

¹ Oscar Cullmann, Petrus. (285 S.) Zürich 1952, Zwingli-Verlag. Geb. DM 20,—.

Man hätte sich keinen besseren Anfang für die Diskussion wünschen können als das Buch Cullmanns, das sich ebenso durch umfassendes Wissen wie klare Meisterung des Stoffes und saubere exegetisch-historische Methode auszeichnet.

Um die Bedeutung der Namensgebung für den Jünger, der damit gemeint war, und die Zeugen des Vorgangs zu ermessen, müßte man nach Cullmann eigentlich Simon Fels sagen. Von Haus aus hieß er sowohl Symeon wie auch mit dem griechischen Namen Simon, wie das im galiläischen Grenzgebiet nicht selten war. Kepha, gräzisiert Kephas, heißt Fels. Einen solchen Beinamen zu geben, der seinen Träger auf eine besondere Weise verpflichtete, war hebräische Sitte, die auch bei anderen Rabbinen vorkam. Wann Simon diesen Namen erhielt ist weniger wichtig als die Tatsache, daß Jesus selbst seine Absicht, die er damit verfolgte, erklärte (Matth 16, 17 ff.).

Einmütig und ohne Unterschied haben die synoptischen Evangelien die besondere Stellung des Petrus nach innen und außen hervor. Und wenn auch Johannes den Lieblingsjünger in eine gewisse Konkurrenz zu Petrus treten läßt, so bestreitet er doch keineswegs dessen führende Rolle. Zu Lebzeiten Christi war Simon der Repräsentant der übrigen Jünger. Diese Situation ändert sich mit dem Tode Jesu grundsätzlich. Petrus übernimmt die Leitung der kleinen Gemeinde. Das war keine Anmaßung. Es ergab sich vielmehr aus dem klaren Auftrag Christi, vor allem des Auferstandenen, der dem Petrus zuerst erschien und ihn auch besonders auszeichnete (Joh 21). Dieser Petrus ist zwar ein einfacher galiläischer Fischer und doch steht er theologisch von allen Jüngern dem Paulus am nächsten. Ja er machte sogar noch vor Paulus das Leiden und Sterben Christi zum Zentrum der Erklärung seines Lebens.

Diese anfänglich führende Stellung Petri erfuhr jedoch insofern eine Än-

derung als immer mehr Jakobus in den Vordergrund trat. Nach dem Gallaterbrief, so meint Cullmann, hat bereits dieser Apostel die Leitung der Urgemeinde in Händen, während Petrus mit der judenchristlichen Mission beauftragt worden war. In diesem neuen Amt aber sei er von Jakobus und Jerusalem abhängig gewesen und sei diesen Rechenschaft schuldig gewesen.

Daß Petrus in Rom war, läßt sich nach Cullmann kaum bezweifeln, wenn auch über die genaue Zeit nichts ausgemacht werden kann. Auf keinen Fall aber gründete er die Gemeinde Rom. Und wenn er sie wirklich geleitet habe, dann könne dies nur ganz kurz gewesen sein. Beweise für den römischen Aufenthalt findet Cullmann in Röm 15, 20, 1. Petr 5, 13 und in der Geh. Offb 11, 3 ff. Mehr Gewicht legt er dem 1. Clemensbrief zu, dessen 5. Kapitel er meisterhaft deutet. Danach fiel Petrus judaistischen Umtrieben zum Opfer und wurde etwa um die gleiche Zeit wie Paulus hingerichtet. Den liturgischen Quellen der verschiedenen Martyrologien mißt Cullmann wenig Bedeutung bei. Auch die Ausgrabungsergebnisse von St. Peter scheinen ihm wenig zu beweisen. Nach wie vor liefern die literarischen Quellen die Hauptbeweise.

Im zweiten Teil geht der Verfasser auf das exegetisch-theologische Problem von Matth 16, 17 ff. ein. Zuerst gibt er einen etwas summarischen Überblick über die verschiedenen Antworten, die vor allem protestantische Theologen zur Stelle gaben. Von 34 genannten Theologen sind 17 für die Echtheit und 17 dagegen.

Nach Cullmann wurde das Wort bei einer anderen Gelegenheit gesprochen als Matthäus berichtet. Der unmittelbare, der Stelle ein größeres Gewicht zumessende, die Pointe des Petrusbekenntnisses nicht verwässernde Markusbericht (8, 27 ff.) zeige das deutlich. Nach Cullmann ist das Wort im Abendmahl gefallen, wie aus der Parallelestelle Luk 22, 32 hervorgeht.

Für die Echtheit der Stelle, die der Verfasser vor allem gegen Bultmann verteidigt, bedeutet diese Frage allerdings nicht viel. Die Echtheit läßt sich auf keinen Fall bestreiten. Das Wort trägt ausgesprochen semitischen Charakter; Fels, Schlüssel, Himmelreich, Binden und Lösen, das alles sind Worte aus der hebräischen Denkweise. Und das gilt auch für das Wort Kirche, das den Leugnern der Echtheit meist den Haupteinwand liefert. Man darf dabei freilich nicht an die spätere geschichtliche Form der Kirche denken, wohl aber an den *qahal* Jajve, das Gottesvolk, einen für jeden Juden verständlichen Begriff. Der jüdische Messiasglaube sei ohne die Vorstellung eines zum Messias gehörigen Volkes überhaupt nicht denkbar. Cullmann wendet sich auch gegen den extremen Eschatologismus Schweitzers, der der Ansicht ist, Jesus habe das Kommen des Gottesreiches mit seinem Tod erwartet und deshalb gar nicht daran gedacht eine Kirche zu gründen. Die Gegenüberstellung von Binden und Lösen, Erde und Himmel zeigt nach dem Verfasser eindeutig das Gegenteil. Sie ist ebenso wie manche andere Aussagen Christi, etwa der Missionsbefehl oder der Auftrag beim Abendmahl, nur sinnvoll, wenn Christus eine Kirche gründen wollte.

Durch das Felsenwort tritt die Kirche in die Funktionen Christi ein. Sie hat schon teil an seiner Auferstehungsmacht, das Totenreich vermag nichts gegen sie. Sie besitzt die Schlüssel des Lebens, ganz besonders aber die Macht der Sündenvergebung.

Dies alles ist ihr durch Petrus gegeben. Denn er ist gemeint. Weder ein anderer Jünger noch sein Glaube, wie die Reformatoren meinten. Ihre Erklärung ist ungenügend. Dem Petrus ganz persönlich wurde in dem Felsenwort die Vorrangstellung eingeräumt. Deswegen ist nach Cullmann aber auch die katholische Erklärung ungenügend, die das an Petrus allein gerichtete Wort auch auf dessen Nachfolger bezieht. Rein exegetisch könne das auf keinen Fall

verantwortet werden, vor allem auch deswegen nicht, weil die katholische Auffassung gegen eine Grundeinstellung des neutestamentlichen Denkens verstoße, wonach das Bleibende im Einmaligen wurzle. Das dem Petrus verheißene Binden und Lösen ist Gründungsgeschehen und darum einmalig und unwiederholbar.

Damit kommt Cullmann zum letzten Kapitel, dem dogmatisch-theologischen über die Anwendbarkeit von Matth 16, 17 ff. auf die spätere Kirche. Dem Petrus wurde das Wort als Apostel gesagt. Als Apostel aber kann er keinen Nachfolger haben. Denn nur der ist nach dem Neuen Testament Apostel Christi, der Zeuge seiner Auferstehung ist. Nur insofern können Apostel „Nachfolger“ haben, als sie Älteste und Bischöfe für die Gemeinden einsetzen. Aber als Apostel, vor allem auf den historischen Petrus ist die Kirche insofern gegründet, als deren Werk und Person im apostolischen Schrifttum fortexistiert. Das ist die wahre Sukzession. Ganz besonders trifft dies für Petrus zu, als sein Evangelium, das des Markus, das älteste ist und die ursprüngliche Tradition in erster Linie festhält. Nur durch eine *petitio principii* könne man beweisen, daß eine bestimmte Gemeinde in besonderer Weise berufen sei, die Nachfolge Petri zu übernehmen. Das könne umso weniger der Fall sein, als Petrus nur einmal und da nur auf kurze Zeit die Gesamtkirche leitete.

Mit souveräner Meisterschaft entwickelt Cullmann seine Thesen. Und doch läßt sich manches dagegen sagen. Den Beweis für den Wechsel in der Leitung der Urkirche findet Cullmann in der Tatsache daß Petrus „Furcht“ vor den Judenchristen hat (Gal. 2, 12). Man muß wohl eine bestimmte These verfechten wollen, um diese starke Folgerung aus diesem Wort zu ziehen. Ist die „Furcht“ des Petrus nicht hinreichend damit erklärt, daß ihm die Unannehmlichkeiten und Quertreibereien der Judaisten peinlich waren? Bornierte Querköpfe wie sie konnten die ganze Arbeit in einer

Gemeinde zerstören, ohne daß irgend ein Nutzen dabei herauskam. Solche Umtriebe kann man fürchten, auch wenn man nicht von einem andern abhängig ist und seine Arbeit vor ihm zu verantworten hat. Und wenn Jakobus wirklich die Leitung der Urgemeinde übernommen hatte, folgt dann daraus, daß er damit auch der Gesamtkirche vorstand? Die Identität zwischen Urgemeinde und Gesamtkirche bestand ja doch nur solange, als es keine anderen Gemeinden gab. Sie hörte in dem Augenblick auf, als solche auch an anderen Orten entstanden. Es läßt sich exegetisch nicht beweisen, daß die Führung der Kirche mit der Leitung der Urgemeinde verbunden war. Daß Jerusalem immer noch eine besondere Stellung einnahm, hat damit nichts zu tun. Als Wiege des Christentums ist es auch heute noch den Christen ein kostbarer Schatz.

Auch den Ergebnissen der Ausgrabungen in St. Peter scheint Cullmann nicht ganz gerecht zu werden. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die Confessio nur den Ort der Hinrichtung bezeichnen soll. Es spricht doch sehr viel mehr für die eigentliche Grabstätte. Da aber diese Frage für den Gang der Untersuchung keine Bedeutung hat, braucht auch hier nicht näher eingegangen werden. Cullmann sieht den römischen Aufenthalt Petri auch ohne die Ausgrabungen als gesichert an.

Die Hauptfrage aber ist: Gilt das Felsenwort nur dem historischen Petrus oder sind damit auch seine Nachfolger gemeint? Zunächst zum Vorwurf der *petitio principii*: Wenn aus der Tatsache, daß Rom schon in verhältnismäßig früher Zeit den Anspruch auf den Primat erhob, auf die Anwendbarkeit des Felsenwortes auf die Nachfolger Petri geschlossen wird, dann ist das kein Zirkelschluß. Denn dieser Anspruch Roms ist nur Ausdruck des Selbstverständnisses der Kirche. Ihr diese Fähigkeit abzustreiten, geht auf Grund der neutestamentlichen Aussagen nicht an, wie ja auch Cullmann zu-

gibt, daß die Kirche in die Funktionen Jesu Christi eintritt. Daß die Kirche ein solches Selbstverständnis hat, wird aber auf rein exegetisch-historischem Weg erwiesen, unabhängig von der Frage des Primats des römischen Bischofs.

Aber die Argumentation aus dem Verständnis der Kirche ist nicht die einzige und entscheidende. Auch rein exegetisch läßt sich vom Felsenwort her der Primat der Nachfolger Petri beweisen. Cullmann selbst weist den Weg, wenn er die Kirche das neutestamentliche Gottesvolk nennt. Es gibt kein Volk ohne autoritäre Spitze, am wenigsten das alttestamentliche Gottesvolk. Die Bilder vom Felsen, der den Bau trägt und ihm Einheit gibt, von den Schlüsseln, die nur die rechtmäßige Obrigkeit zu verwalten hat, vom Binden und Lösen, das wieder nur echter Autorität zukommt, besagen alle das gleiche: Der, dem das Wort gesagt ist, kommt wirkliche Vollmacht im neutestamentlichen Gottesvolk zu. Das alles weiß auch Cullmann. Dann aber ist es schlechthin unerfindlich, daß dieses höchste Amt mit dem Tod des historischen Petrus erlöschen soll. Ist denn die Kirche heute nicht mehr das Gottesvolk? Braucht sie dann heute keine obrigkeitliche Spitze? Ist die Autorität des apostolischen Schrifttums wirklich von der gleichen Art wie die des lebendigen Petrus? Und wenn nicht, hätte dann nach dieser Auffassung die Kirche heute nicht eine andere Verfassung als zu Lebzeiten Petri? Das alles sind Fragen, auf die Cullmann keine Antwort gibt und die doch gelöst sein müßten, um seine These annehmen zu können.

So hervorragend dieses Buch weithin ist, so läßt es doch den Eindruck entstehen, daß es versäumt hat, die logischen Folgerungen aus seinen Untersuchungen zu ziehen. Immerhin bedeutet es einen großen Fortschritt auf dem Weg zur Einheit der Kirche. Ist diese auch ein Geschenk Gottes, so wird sie doch nur denen zuteil, die ernst und in harter Arbeit um die Wahrheit ringen.

Oskar Simmel S. J.